

# Eine erfundene Geschichte über den tapferen Insulaner Meent Eden, den es tatsächlich gegeben hat, von dem man aber nicht viel weiß

Von Peter Kremer M.A.

erschienen im Langeoognews Inselmagazin 2007

„Es ist mir unmöglich, auf der Insel länger zu wohnen. Mein Haus steckt beinahe ganz im Sande und es droht, davon niedergerissen zu werden. Ich und die meinen können nicht einmal ohne Inkommodierung des Sandes essen. Ingleichen können nunmehr weder Kühe noch Schafe noch Gänse auf der Insel gehalten werden, weshalb dann unmöglich ist, auf selbiger fernerhin zu subsistieren. Woher die Lebensmittel nehmen“ (Meent Eden im Jahre 1712 in einem Schreiben an die fürstliche Regierung, mit der Bitte, die Insel verlassen zu dürfen. Der Antrag wurde abgelehnt.)

Langeoog im Sommer 1712: Als sich die Dämmerung am Horizont zeigte und der Hahn das erste mal die Sonne rief, da schlief Meent Eden noch. In einem schönen Traum segelte er auf einem stolzen Schiff einer besseren Welt entgegen. Er wusste, dass er nicht wusste, wo diese Welt war, aber er wusste, er war auf dem richtigen Weg. Gut fühlte es sich an, wie er so dastand auf Deck. Doch plötzlich zog ein Sturm auf, und bald schon schlingerte sein Schiff hilflos in den hohen Wellen. Regen blies ihm ins Gesicht. Eden taumelte. Dann ging ein kräftiger Ruck durch den Rumpf. Eden fiel hin. Irgendwo knarzte es bedrohlich im Gebälk. Kein Zweifel, das Schiff war auf Grund gelaufen. Eden rappelte sich auf. Als er hinaussah, fand er sein Schiff bei bestem Wetter mitten in einem horizontlosen Meer aus Sand. Kein Wasser weit und breit zu sehen. Die Sonne schien hell von Osten. In der Ferne hörte er es Rauschen. War er angekommen? Aber da erhob sich aus dem Rauschen ein fürchterlicher Sandsturm und packte ihn, aber als er grade noch dachte, wie seltsam, was mir hier so alles passiert, da rief der Hahn ein zweites mal und Eden wachte auf.

Etwas benommen lauschte er dem Rauschen der Brandung in der Ferne. Offenbar hatte der Wind endlich nachgelassen. Seit Tagen hatten sie sehr viel Wind gehabt, der den trockenen Sand in langen Fahnen über die Insel trieb. Der gefürchtete Jagsand hatte die Insel wieder einmal fest im Griff. Unentwegt schaufelten die Familien gegen wehenden Sand und wandernde Dünen an, die sich schwer gegen ihre Häuser legten. Sie konnten gar nicht so schnell schaufeln, wie der Sand vom Wind herangetragen wurde. Es war eine Katastrophe! Das Gebälk über ihm ächzte. Am Fenster rieselte Sand herab. Und so stand Eden auf, trank einen Schluck Wasser, und schon mit dem dritten oder vierten Hahnenruf begann er, die Westwand seines Hauses von seiner sandigen Last zu befreien.

Es war wirklich tragisch. Seit Jahren, die Alten sagten, seit der Petriflut 1651, schenkte ihnen die Strömung Sandbank um Sandbank. Sie reichten fast bis zum Horizont. Nahrung für breite Strände und hohe Dünen. Den Süderdünen war in den letzten Jahren schon ein richtiges Hörn gewachsen. Der Strand vor den Heerenhusdünen war breit wie nie. Nur da, wo der Sand am dringendsten gebraucht wurde, vor den nordwestlichen Kaapdünen, dort strandeten keine Sandbänke. Eden schaufelte.

Aber gerade, wenn es so windig war, wie seit einigen Wochen, dann wuchsen aus dem Sand sowieso keine neuen Dünen. Kaum getrocknet, schoss er dem bisschen Helm auf den lückenhaften Dünenzügen um die Ohren, ohne sich halten zu können. In den windschattigen Bereichen setzte er sich ab, z.B. an seinem Haus. Und Eden schaufelte.

Natürlich wussten sie alle, warum die Dünen in so schlechtem Zustand waren. All zu oft trieben sie das Vieh zum Weiden in die Dünen oder ernteten den Helm für den Winter. Die vielen Kaninchenbauten taten ein Übriges. Der Helm konnte gar nicht so schnell nachwachsen, wie er geerntet und gefressen wurde. Dabei hatten die Dünenmeyer, die vor ein paar Jahren aus Holland gekommen waren, ihnen gezeigt, wie man ihn im Kreuzverbande anpflanzen muss, um Dünensand zu fangen. „Keine Kühe in die Dünen!“ predigten sie ohne Unterlass. Aber was sollten sie denn machen? Das bisschen Grünland, das sie hatten, war großflächig und zentimeterdick mit Sand bedeckt. Sie hatten doch gar keine andere Wahl, als das Vieh

in die Dünen zu treiben. Eden schaufelte.

Die Alten erzählten, dass schon die Vorfahren über die Insel gezogen waren auf der ständigen Flucht vor dem Jagsand. Erst zu Pfingsten 1672 waren die Familien vom Melkhörn zum Westerende gezogen, und jetzt, vor gut 10 Jahren waren sie wieder zum Melkhörn zurückgekehrt. Auch eine Kirche hatten sie wieder gebaut. Die fürstliche Regierung in Aurich wollte das so. Und Eden schaufelte.

Der Pastor predigte den Untergang. Feiertage würden sich in Trauertage verwandeln, und am Tage des jüngsten Gerichtes würden sich die Winde und Wasser in zahlreichen Sintfluten erheben, und die sündigen Insulaner würden samt und sonder ihrer Insel im Anstieg des Meeresspiegels versinken auf immerdar. Bis es soweit sei, solle sie der Jagsand plagen, bis sie Buße täten. Eden verstand ihn nicht immer und hielt sich meistens von der Kirche fern. Eden schaufelte.

Der Sand lag in jedem noch so kleinen Windschatten am Haus. Nicht selten fand er seinen Weg durch das Gebälk und rieselte ihnen auf die Teller. Er macht sich Sorgen. Lieber heute als morgen wäre er fortgezogen. In den Marschen wurden Deicharbeiter gesucht, wusste er. Aber es ging nicht, dieser verfluchte Pachtvertrag. Dabei hatte er bloß einen Gemüsegarten, ein paar Kühe und Schafe, und etwas Federvieh. Manchmal verkaufte er ein paar Kaninchenfelle. Auch ohne Flugsand war da kaum ein Staat mit zu machen. Gott sei Dank waren sie im Augenblick wenigstens von allen Abgaben befreit worden. Und Eden schaufelte.

Als die Sonne im Zenit stand, waren seine Kleider nass vor Schweiß. Er hielt inne und dachte an seinen Traum. Nein, er stand nicht sicher auf der Brücke, er wurde vom Sand durchs Leben getrieben. Bessere Welten waren ferner denn je. Glasig sah Eden in die Ferne. Da ging ein kräftiger Ruck durch seinen Rumpf und er schreckte auf. Genug geschaufelt, dachte Eden und stieg auf eine hohe Düne. Er sah erst über das Groot Sloop hinweg in den Westen, und dann über das Lüttje Sloop hinweg nach Osten ...

## **Die Fortsetzung: Meent Eden und der Traum von der Rettung des jämmerlichen Melkhörn**

von Peter Kremer M.A.

erschieden im Langeoognews Inselmagazin 2008

Was er sehen konnte, ermutigte ihn wenig. Jenseits des Sloops lag das Westerende da, wie eine ferne Insel in verblassender Erinnerung. 13 Jahre war es jetzt her, dass die Insulaner es hatten aufgeben müssen. Wie Moses aus Ägypten waren sie durchs trocken gefallene Sloop zum Melkhörn gezogen. Doch statt auf gelobtes Land von Milch und Honig, trafen sie auf geschundene Dünen, die auch nicht viel mehr Schutz boten, als der angegriffene Westen. Die Dünen des Westerendes hatten sich seitdem wieder ein bisschen erholt, und längst wären die Familien zurückgezogen, hätte sie die fürstliche Regierung nicht daran gehindert. Der Osten dagegen, wo sie ihre Häuser noch nie errichtet hatten, zeigte sich schmal und zerrissen.

Das Melkhörn selbst aber war auf Langeoog der jämmerlichste und hoffnungsloseste Ort von allen. Die Dünen lagen nackt und weiß und wund, und boten keinen Schutz. Der Wind wehte alles durcheinander und bedeckte Häuser, Gärten und Weiden unter einem alles erstickenden Gewand aus Sand. Das Dorf sah aus, wie dem Blanken Hans zum Fraße ausgebreitet. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er kommen und sich sein Opfer holen würde. Eden aber stand auf seiner hohen Düne und sah sich um.

Die Dünenmeyer hatten zuletzt zu retten versucht, was in Edens Augen nicht mehr zu retten war. Nach Norden hin zum Strand hatten sie zwar Sandfangzäune aus Reet gesteckt, drei Fuß in der Höhe, aber sie waren bereits gänzlich begraben, und hielten den fliegenden Sand nicht mehr. Man hätte den Reet längst erneuern müssen. Die großen Lücken in den Dünenzügen westlich und östlich des Melkhörns hatten die

Dünenmeyer aufgeben müssen. Stieg die ordinäre Flut nur eine kleine Elle höher als normal, lag das Melkhörn da wie bei Sturmflut eine Wurt. Der Kaperberg, auf den er als Kind so gern geklettert war, wo er Ausschau hielt nach Schiffen am Horizont, wo er das Träumen gelernt hatte, mit jeder Tide sackte er ein bisschen mehr in sich zusammen. Wohin er auch sah, eine Zukunft konnte Eden nicht erkennen.

Deswegen wollte er weg von diesem verwunschenen Eiland, deswegen hatte er das Gesuch geschrieben, die Insel verlassen zu dürfen. Aber das Amt zu Esens lehnte ab. Überrascht war er nicht: Vor zwei Jahren hatten Garmers und Behrens mit ihren Familien ihre Hütten abgebaut, und waren ohne Genehmigung nach Spiekeroog geflohen. Ausgerechnet Spiekeroog, dachte Eden, das war doch auch bloß eine Insel. Er selbst hätte sich fürs Festland entschieden, für ein Leben in der Marsch hinter hohen Deichen. Es stimmte zwar, im Augenblick sah es auf Spiekeroog besser aus, als auf Langeoog, aber wie lange noch? War es nicht immer so gewesen auf allen Inseln? Dünen kamen, Dünen gingen, Sicherheit gab es nirgendwo. Eden sah sich um.

Letztes Jahr im Herbst hatte Fürst Georg Albrecht einen Amtmann aus Esens geschickt, der sich ein Bild von der Lage machen und dafür sorgen sollte, dass nicht noch mehr Familien die Insel verließen. Von Münnicken hieß er. Ein Name aus einer anderen Welt, fand Eden. Als der Amtmann im kleinen Hafen anlegte, hatte soeben auch Schiffer Ufken seine Hütte auf sein Boot verladen, und wollte die Insel verlassen. Lautstark und drohend befahl ihm von Münnicken zu bleiben, aber Ufken legte einfach ab und segelte davon. Eden bewunderte ihn für diese Tollkühnheit, den Amtmann aber hatte dieser Empfang nicht milde gestimmt. Eden sah sich um.

Obwohl sich der Zustand des Westerendes verbessert hatte, wie auch von Münnicken herausgefunden hatte, und dort zu leben ganz sicher bequemer war, als am jämmerlichen Melkhörn, untersagte er ihnen dennoch einen erneuten Umzug in den Westen. Abends im Krug von Vogt Bötcker hatte er ihnen zwischen ungezählten Bieren erläutert, dass sich das Westerende erst noch weiter erholen müsse, damit es sich demnächst umso mehr für eine Bewirtschaftung eignete. Eine Aufforderung zum Untergang, wie nicht nur Eden fand: Während sie zusehen mussten, wie sich der Westen vor ihren Augen erholte, machte sich die Scholle unter ihren Füßen mit jeder weiteren Welle und jeder weiteren Böe auf und davon. Auch der Vogt und der Pastor redeten damals auf den Amtmann ein. Schon der nächste Sturm im nächsten Winter könnte den Untergang bedeuten, orakelten sie, aber mit dem Bierschaum aus seinem Bart hatte von Münnicken alle Einwände hinweggewischt. Eden stand auf seiner hohen Düne und sah sich um.

Meent Eden dachte an Simon Jakobs. 20 Jahre war es her – damals hatten sie noch im Westen gewohnt – , dass der Norderneyer Vogt im Auftrag von Fürst Christian Eberhard nach Langeoog gekommen war, um sich ein Bild vom Zustand der Dünenzüge zu machen, und Empfehlungen zu geben über Maßnahmen, die zu ergreifen seien. Jakobs war ein im Dünenschutz sehr erfahrener Mann. Er hatte lange Zeit in der Provinz Groningen gelebt, wo sie wussten, wie man Deiche baut und Dünen schützt. 1690 hatte Jakobs sogar das Kunststück fertig gebracht, auf Juist den tiefen Durchbruch des Hammers zu schließen. Er war der erste, von dem sie hörten, dass man nicht einfach nur Sandfangzäune setzen, sondern zudem Helm im Kreuzverbände pflanzen und Helmwurzeln streuen sollte, um die Begrünung der Dünen zu beschleunigen. Inselfchutz, so pflegte er zu sagen, sei auch Küstenschutz, denn die Inseln stellten dem Blanken Hans ein Bein, und nähmen ihm die Kraft, bevor er sich an der Küste gegen die Deiche warf.

Eden hatte das Feuer in den Augen des Simon Jakob bewundert, die Leidenschaft, mit der er sich dem Dünenschutz verschrieben hatte, und mit der er Großes für möglich hielt. Er hatte neue Hoffnungen in Eden geweckt, und neue Träume entfacht. Und wenn er nun das Werk des Simon Jakobs weiterführen würde? Er würde Sand aufschichten, Wüppe um Wüppe, wie an der Küste die Deiche aufgeschichtet wurden, und mit feurigen Reden würde er die Insulaner zum Helm setzen anhalten, predigen würde er ihnen vom Turmbau zu Babel, und was sie alles erreichen konnten, sprächen sie nur dieselbe Sprache, zögen sie nur am selben Strang. Wäre es nicht großartig, wenn es eines Tages in den Büchern hieß: „Es war der Eden Meent, der auf Langeoog die Dünen schloss, und das Eiland vor dem Untergang bewahrte.“? Meent Eden sah sich um.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Von Münnicken hatte sie dazu verurteilt, am Melkhörn zu bleiben, und die Stimmung unter den Insulanern war entsprechend schlecht. Den verbotenen Westen vor Augen, zeigten sie sich unwillig und trotzig. Es geht ja doch gar nicht um uns, klagten sie, sondern nur um die Besitztümer des Fürsten. Hilfe hat er uns versprochen, aber alles, was er tut, ist die Abgaben ein bisschen zu senken und strenge Strandordnungen zu erlassen. Und überhaupt, wie sollen wir uns auch noch um den Dünenschutz kümmern, so beschwerlich, wie das Leben auf der Insel ist? So machten sie weiter wie bisher, kümmerten sich nicht um die Dünen, gaben sich dem Schicksal hin und der Trunkenheit, und hofften, dass einst ein Schiff voller Gold stranden, und sie aus ihrer armseligen Existenz erlösen würde. Doch das war Edens Sache nicht. Das Melkhörn war zwar jämmerlich, aber er liebte es zu sehr, als es sehenden Auges dem Untergang zu überlassen. Meent Eden sah sich um, stieg von seiner hohen Düne, und sammelte Reet und Helmwurzeln.